





Die Schreibwütigen 2.1

Wiesbadener Schreibwerkstatt 2021

Texte schreibender Schüler*innen für den
Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.
im Rahmen des Programms
„Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“
des Bundesministeriums für Bildung und Forschung

mit herausgegeben von
Alexander Pfeiffer

mitteldeutscher verlag

Alle Rechte vorbehalten! © Mitteldeutscher Verlag

Herausgeber: Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.

Im Rahmen des Programms „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“
des Bundesministeriums für Bildung und Forschung

Cover: Claudia Lichtenberg

Satz: Paul Frenzel

Gestaltung /Redaktion: Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle (Saale)

Bildnachweis: Alle Fotos von Alexander Pfeiffer, mit Ausnahme von Abb. 2 und
3: Sabine Nix (Literaturhaus Villa Clementine).

Weitere Informationen zu den „Autorenpatenschaften“ über:

www.boedecker-buendnisse.de

Alle Altersangaben beziehen sich auf die Entstehungszeit der jeweiligen Texte.

© 2022 mdv Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle (Saale)

www.mitteldeutscherverlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

ISBN 978-3-96311-350-1

Printed in the EU

Alle Rechte vorbehalten! © Mitteldeutscher Verlag

Im Anfang war das Wort ...

Wer kennt es nicht, dieses Zitat. Aber wie komme ich zu diesem Wort, dieser ersten Inspiration, die einen Schwall von Assoziationen nach sich zieht, die Kreativität freisetzt und sich lustvoll an der eigenen Vorstellungskraft vorwärtshangelt? Wie werden Bilder aufgebaut, die eigentlich nur abgeschrieben werden müssten, um einen Plot zu entwickeln, eine lyrische Idee oder um einen dramaturgischen Bogen zu spannen? Die frei von allen Einschränkungen und Blockaden die Lust am Schreiben wecken? Die mit dem Endresultat zu Papier gebracht werden: Schreiben macht Spaß? Die das Selbstbewusstsein stärken und für Möglichkeiten sensibilisieren, einen neuen Ausdruck für sich selbst zu finden?

Diese Möglichkeiten sind gegeben durch die Förderung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung durch das Programm „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“. Mit den Landesverbänden der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V. haben sich kompetente Bündnispartner herauskristallisiert, die das Projekt „Wörterwelten. Literatur lesen und schreiben mit Autor*innen“ umsetzen. So werden jedes Jahr im fünfjährigen Programmzeitraum rund vierzig Bücher veröffentlicht. In Workshops werden die Kinder oft durch ganzheitliche Ansätze zum Schreiben motiviert, sei es mit Unterstützung von Musikern oder Fotografen, von Hiphop-Tänzern oder Hörbuchmachern. So entstehen Poetry-Slams, Drehbücher oder Dialogsequenzen für darstellendes Spiel. Kinder und Jugendliche begeben sich auf Fantasiereisen in ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten, der tausend tanzenden Worte, der wilden Assoziationen, die eingefangen und zu einem Schreiberlebnis zusammengefügt

werden. Ob sie nun die Basis für einen Animationsfilm bilden oder in einem fesselnden Abenteuer Niederschlag finden: Hier eröffnet sich die Chance, Kinder schon im frühen Alter an das lustvolle Erlebnis der eigenen Kreativität heranzuführen. Ein Erlebnis mit Nachhaltigkeit, denn es weckt Interesse, sich besser kennenzulernen und auszuprobieren. Es weckt den Stolz über das selbst Geschaffene und will neu erlebt werden. Dieser Ansatz beinhaltet die positive Entwicklung der eigenen Persönlichkeit, der Selbstachtung und der eigenen Wertschätzung. Er führt zum Respekt dem anderen gegenüber, ist damit ein Beitrag zur Gewaltprävention und entwickelt die Fähigkeit, aktiv an gesellschaftlichen Entwicklungen teilzunehmen.

Aber dann kam Corona, die größte Herausforderung unserer Zeit. Trotz allem entstanden in den Friedrich-Bödecker-Kreisen wie Phönix aus der Asche ungewöhnliche Projekte, die im Zeichen des Lockdowns Perspektiven zur Literaturförderung entwickelten, die über den Tag hinaus Bestand haben und sich auch in unseren „Wörterwelten“ spiegeln.

Der Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V. lädt die Kinder und Jugendlichen deutschlandweit ein, an dem Programm „Wörterwelten“ teilzunehmen. In der vorliegenden Dokumentation einer Autorenwerkstatt im Bundesland Hessen kooperierten das Kulturamt Wiesbaden - Literaturhaus Villa Clementine, die Stadtbibliotheken Wiesbaden und der Friedrich-Bödecker-Kreis in Hessen e. V. Als Autor leitete Alexander Pfeiffer von September bis Dezember 2021 die Patenschaft, wobei Ursula Flacke als Koordinatorin für den Friedrich-Bödecker-Kreis in Hessen die Verantwortung übernahm. Wir danken für die Zusammenarbeit und das Engagement.

Ursula Flacke

Mitglied des Bundesvorstands der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.

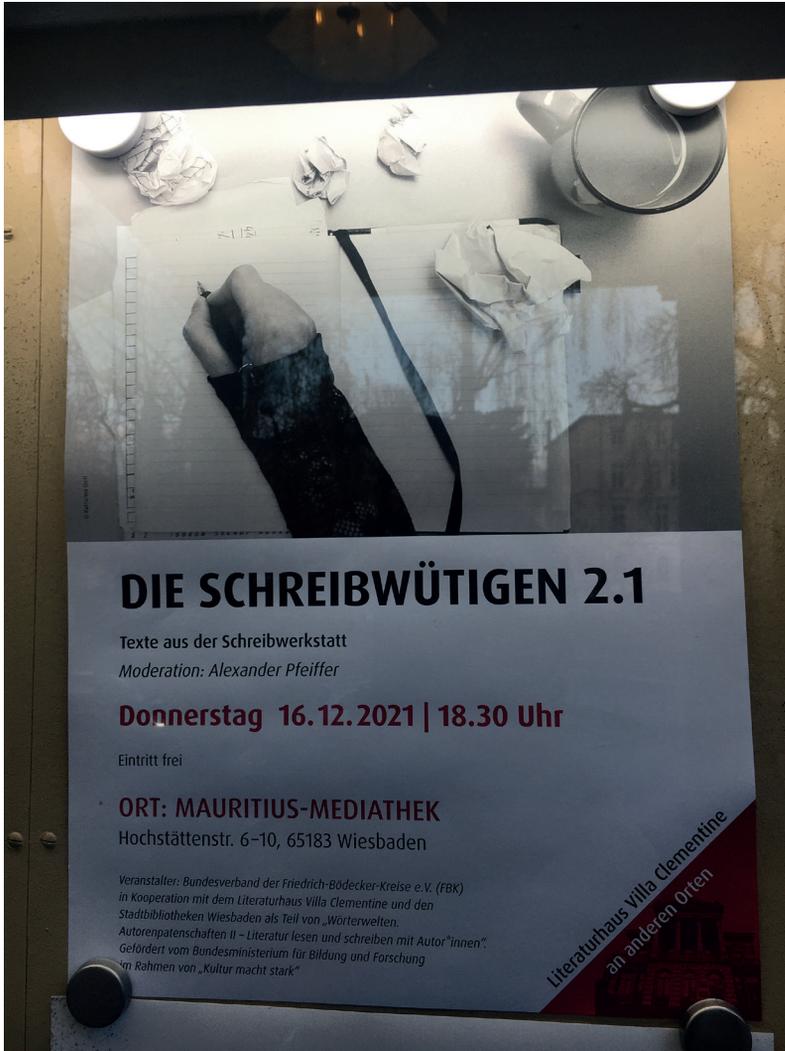


Abb. 1: Das Plakat zur Abschlusslesung der „Schreibwütigen 2.1“ in der Wiesbadener Stadtbibliothek

Die Schreibwütigen 2.1

Von September bis Dezember 2021 war der Donnerstagnachmittag unser Termin, der Flämische Salon des Literaturhauses Villa Clementine unser Treffpunkt. In unserer wöchentlichen Schreibwerkstatt ging es darum, den Teilnehmerinnen und Teilnehmern einen Mix aus Theorie und Praxis des literarischen Schreibens zu vermitteln. In den Sitzungen gab es die Möglichkeit zum Austausch und Feedback untereinander, aber auch zum Weiterarbeiten an den eigenen Geschichten. Aus der Schreibwerkstatt entstand so eine Autorengruppe, in die ich als Autorenpatin mich Stück für Stück einfügen und vom Anleiter zum Moderator werden konnte.

Für das Literaturhaus Villa Clementine kümmerte sich Katharina Dietl als Verantwortliche für Literatur- und Leseförderung in Zusammenarbeit mit mir um die Organisation des Projekts. Die Stadtbibliotheken Wiesbaden stellten ihre Räumlichkeiten für unsere Auftakt- und Abschlusslesungen zur Verfügung. Die Schreibwerkstatt ergänzte dort das bereits erfolgreich etablierte Programm zur Lese- und Schreibförderung für jüngere Kinder.

Auch das Junge Staatstheater des Hessischen Staatstheaters Wiesbaden trug etwas zum Programm der „Schreibwütigen 2.1“ bei. In einem Workshop mit der Schauspielerin und Sängerin Silvia Willecke bekamen die jungen Autorinnen und Autoren wertvolle Anregungen zur Arbeit mit der eigenen Stimme und zu ihrer Bühnenpräsenz beim Vortragen der eigenen Texte. Außerdem führte uns eine gemeinsame Exkursion ins Theater. Mit „Der Mensch ist ein Anderer“ präsentierte das Junge Staatstheater Wiesbaden eine experimentelle Reise, die von einer Künstlichen Intelligenz (KI) gesteuert wird. Das

wohl größte neuronale Netz, der Generative Pretrained Transformer 3 (GPT-3), übernimmt hier die Live-Autorenschaft und Regie. Eine auf Spracherzeugung trainierte Maschine ersetzt also die Autor*innen. Eine interessante Erfahrung. Am Ende des Abends waren die „Schreibwütigen“ sich aber doch einig, dass die Maschinen uns Menschen in der jahrhundertealten Kunst des Geschichtenerzählens bislang noch nicht übertreffen können. Ein paar buchstäbliche Beweise finden sich in den folgenden Geschichten und Geschichtenanfängen, die „Die Schreibwütigen 2.1“ zu Papier gebracht haben. Quasi als Zugabe gibt es auch noch ein Gedicht – eine Form, deren Ursprung wohl keine Maschine je wird entschlüsseln können.

Alexander Pfeiffer, Autorenpatte, Wiesbaden



Abb. 2: Alexander Pfeiffer mit den „Schreibwütigen“ im Flämischen Salon des Literaturhauses Villa Clementine



Abb. 3: Silvia Willecke, Alexander Pfeiffer und die „Schreibwütigen“ im Roten Salon des Literaturhauses Villa Clementine

Winternacht

Lauter strahlende Gesichter, wunderbar wärmende Lichter und himmlische Gerüche überall. Es war, als würde sie in große Puppenhäuser schauen. Die Kälte machte sich wieder bemerkbar und verwies ihre Gedanken zurück in die Realität. Sie wandte sich ab und ließ ihren Blick in die leere, weiße Weite schweifen.

„Nur noch mal kurz“, dachte sie bei sich und drehte sich wieder in die Richtung der Häuser. Sie schaute durch eines der Fenster, so viele Menschen hatten sich darin um ihren wunderschön dekorierten Baum versammelt und einen lieblich klingenden Gesang angestimmt. Auch die Kinder schauten mit leuchtenden Augen zum Baum hinauf und sangen fröhlich mit.

Sie ging zum nächsten Haus und spähte auch dort durch eins der Fenster. Kleine Kinder, vermutlich etwa in ihrem Alter, spielten lachend miteinander, während die Mutter Essen ins Zimmer brachte und der Vater strahlend und stolz seine Familie begutachtete.

Im nächsten Haus waren ebenfalls spielende Kinder, aber einer der Jungen saß nah beim Fenster und schaute nach draußen. Er sah sie geradewegs an, als sie hineinschauen wollte. Ein warmes, freundliches und zugleich auch freches Lächeln huschte über sein Gesicht. Es war ansteckend, und so konnte sie nicht anders als zurückzulächeln.

Wie würde es sich wohl anfühlen, ein Teil davon zu sein? Die Wärme des knisternden Kamins zu spüren, warme leckere Gebäcke zu probieren und vor allem, auch jemanden zu haben, mit dem sie spielen und lachen konnte?

Ruckartig sprang der Junge auf. Die plötzliche Bewegung

erschreckte sie so sehr, dass sie ein paar Schritte zurück taumelte. Er hatte sich seiner Familie zugewandt. Und sie ließ den Kopf hängen. Die Erschöpfung machte sich in ihr breit. Was wenn sie sich einfach hier hinlegen würde, um ein kleines Schläfchen zu halten?

„He, du! Warum bist du nicht zu Hause bei deiner Familie? Meine Eltern erlauben mir nicht, so spät abends noch draußen herumzulaufen. Zumal doch heute auch Heiligabend ist!“

Der Junge mit dem freundlich-frechen Lächeln stand auf einmal vor ihr. Sie starrte ihn nur verunsichert an, was machte er denn hier, wenn er so spät nicht mehr raus durfte?

Er wartete auf eine Antwort, doch da keine zu kommen schien, fügte er mit einem schiefen Grinsen hinzu: „Ich habe nicht viel Zeit, bevor rauskommt, dass ich mich rausgeschlichen hab, aber ich konnte nicht anders. Hier draußen ist es so angenehm ruhig, und der Mond scheint so schön hell. Meinst du nicht auch?“

Wieder schaute er sie erwartungsvoll an, aber auch dieses Mal kam nur ein verunsicherter Blick ihrerseits zurück. Was wollte er? Beneidete er sie etwa, weil sie hier draußen sein konnte? Dabei beneidete sie ihn doch dafür, dort drinnen sein zu können.

„Hier, für dich.“ Nach einem Griff in seine Tasche streckte er ihr plötzlich eine Handvoll frischer Plätzchen hin. „Fröhliche Weihnachten!“

Wieder legte er den Kopf schräg und lächelte. Völlig verwirrt von dieser Geste, stand sie da und nickte zustimmend, als wollte sie sagen: „Dir auch fröhliche Weihnachten“, doch hätte auf einmal das Sprechen verlernt.

Er machte ein paar große Schritte auf sie zu, während sie wieder ein, zwei kleine Schritte zurückwich. Unbeirrt davon,

blieb er vor ihr stehen, griff nach ihrem Arm und legte ihr die noch warmen Plätzchen in die Hand. Ihm fiel auf, dass ihr kalt sein musste. Er zögerte kurz, doch dann, nahm er seinen Schal ab, um ihn ihr umzulegen. „Pass gut darauf auf, das ist mein Lieblingsschal, er ist ein treuer Begleiter.“

Und erneut grinste er, bevor er sich umdrehte, um zurück zum Haus zu gehen. Sie griff nach einer Ecke seiner Jacke und schüttelte ablehnend den Kopf. Tränen stiegen ihr in die Augen, sie wollte ihm zeigen, dass sie das nicht verstand. Wieso tat er das, er kannte sie doch noch nicht einmal?!

„Du solltest am besten auch bald heimgehen, die Nacht ist zwar schön, aber auch kalt, der Schal wird dich wärmen, bis du zu Hause bist. Vielleicht gibst du ihn mir ja eines Tages wieder.“

Das wärmste Lächeln, das je für sie bestimmt war, gab ihr die Kraft, um ein leises „Danke“ hervorzubringen, bevor sie seine Jacke losließ und dem Jungen hinterher schaute, der sich beim Laufen noch mal umdrehte, um ihr zuzuwinken.

Aber wo sollte sie hin? Das einzige Zuhause, an das sie sich erinnerte, war die Straße, und die einzige Familie, die sie hatte, existierte nur in ihrer Fantasie.

Inga Bauke, 18, Kerschensteinerschule, Wiesbaden



Abb. 4: Inga Bauke in der Schreibwerkstatt

Umfangen von Stille

Prolog

Dunkelheit. Schreie. Entsetzliche Schreie. Voll von Schmerz und Verzweiflung. Schreie – ein Betteln um Erlösung.

Er hasste die Schreie. Sie beschmutzten die Reinheit der Wüste.

Seinen Geschwistern ging es genauso: Sie alle hassten die Schreie. Früher hatte er die Schreie nicht hören können, doch er wünschte sich die Zeit nicht zurück, denn damals hatte er auch die Stille nicht genießen können. Die Schreie waren der Preis dafür.

Die Schreie wurden lauter, schriller, verzweifelter. Es war an der Zeit, die Stille von den Schreien zu reinigen.

Zeitgleich schlugen er und seine Geschwister die Augen auf: Am Fuß der Düne verlief ein Weg. Auf diesem, nur wenige hundert Meter entfernt, reiste eine Karawane. Sie kam näher, und die Schreie wurden lauter. Schrecklicher. Verzweifelter.

Er zog eine schon lange stumpfe Axt aus seinem Gürtel, aber er wartete noch. Noch war der richtige Moment nicht gekommen.

Die Schreie wurden immer lauter. Sie wurden unerträglich. Er erhob sich, und seine Geschwister folgten ihm. Er stürmte den Hügel hinab. Über ihm surrte ein Armbrustbolzen durch die Luft, und unten brach ein Wächter der Karawane zusammen.

Schon hatte er die Karawane erreicht. Den ersten Mann

rannte er um. Mit einem wilden Axthieb brach er dem zweiten das Genick. Er parierte einen verzweifelten Schwerthieb und zertrümmerte das Handgelenk seiner Gegnerin. Die Frau sank auf die Knie und umklammerte ihre zerstörte Hand. Ein weiterer Schlag zermalmte ihren Schädel.

Um ihn herum mordeten und schlachteten seine Geschwister. Die Schreie wurden weniger, leiser, erträglicher.

Vor ihm ein Kamel. Auf ihm saß ein Kind. Er rammte das Kamel. Es fiel um, klemmte das Kind unter sich ein. Er zertrat den Kopf.

Ein Mann stürmte auf ihn zu, ein Armbrustbolzen streckte ihn nieder.

Endlich. Die Schreie waren verklungen. Die Schönheit der Stille umfing ihn wieder.

Abschnitt 1

Wunderschön herrlich ging die Sonne auf, und der Duft kalten Sandes, der sich langsam anfängt zu erwärmen, stieg in ihre Nase.

Seit sie vor einigen Stunden ihr Lager abgebrochen hatten, wanderten sie wieder durch die Wüste. Unlängst hatten sie die Ruinen einer ewig verlassenen Stadt passiert – ein wichtiger Anhaltspunkt auf ihrer Reise – und bald würden sie anhalten müssen, wenn es zu heiß zum Weiterreisen geworden wäre.

Melalir pfiff ein fröhliches Marschlied vor sich hin. Es war ein fantastischer Tag, und in der Karawane war gute Stimmung. Die Adeligen des Hauses Ithulin hatten nur ihre liebsten Diener und Wächter auf ihre Reise mitgenommen, und alle verstanden sich blendend. Doch Melalir ließ sich dadurch

nicht von ihrer Pflicht ablenken, und unermüdlich suchten ihre Augen den Horizont nach Anzeichen möglicher Feinde ab.

Die Weißschattenwüste – so benannt nach den weiß gebliebenen Ruinen uralter Städte, Schatten der Pracht schon vergessener Reiche – war schon immer ein gefährlicher Ort gewesen, doch seit kurzem machten allerlei schreckliche Geschichten die Runde.

In der Ferne tauchten unvermittelt einige Dünen auf, und der Kapitän der Wache schickte drei Kundschafter voraus, denn die Dünen waren auf ihrer Karte nicht verzeichnet. Zeitgleich beschlossen die Adeligen, dass es nun Zeit für die Mittagsrast wäre. Sonnensegel wurden aufgespannt und Wasserschläuche verteilt. Das Wasser schmeckte schal und nach altem Leder, war aber immerhin noch einigermaßen kühl.

Als die Kundschafter nach zwei Stunden immer noch nicht zurückgekehrt waren, kippte die Stimmung. Die Reisenden rückten enger zusammen, und jeder bewaffnete sich mit dem, was er gerade in die Finger bekam. Transportkisten, die Säufte, Fässer, alles, was sich fand, wurde hektisch um die Sonnensegel herum zu einer provisorischen Mauer aufgetürmt. Währenddessen blickten alle immer wieder nervös zum Horizont, voller Sorge, dort Banditen, Monster und alles andere, das sich die Fantasie in solchen Momenten ausmalen kann, zu entdecken.

Um sie herum herrschte Panik, aber Melalir stand ruhig und aufmerksam auf ihrem Posten bei den Kamelen der Karawane. Sie liebte die Tiere. Der Anblick der gemütlich fressenden Kamele wirkte auf sie ungemein entspannend. Und so ließ sie sich, ihren Lieblingswachdienst leistend, nicht von der Angst ihrer Mitreisenden anstecken.

Nach einer weiteren Stunde, in der die Kundschafter sich nicht blicken ließen, und eingehender Beratung mit den Adligen beschloss der Kapitän, mit einem Großteil der Wache in die Dünen vorzustößen, um nachzusehen, was mit den Kundschaftern passiert war.

Auch Melalir wurde ausgewählt, mitzukommen. Auf dem Weg in die Dünen erzählten sich die Wachen, bis der Kapitän sie zum Schweigen brachte, von den Schauernmärchen, die sie über Monster in der Weißschattenwüste gehört hatten. Riesige Bestien, die einmal Menschen gewesen waren, bis eine verdorbene Macht sie verformt hatte, mit drei Armen oder Hörnern und Fangzähnen oder am ganzen Körper mit vor Eiter triefenden Beulen übersät.

Als sie sich den Dünen weiter näherten, erkannten sie, dass diese sich nach links und rechts scheinbar endlos weiter erstreckten. Sie würden die Dünen also wohl oder übel passieren müssen, da sie für einen weiten Umweg nicht mehr genügend Proviant hatten.

Der Kapitän schickte eine Wache zurück, dies den Adligen zu melden. Die restlichen Wachen folgten ihm Richtung Dünen, um den Weg zu erkunden und, so fürchteten sie, auch freizukämpfen.

Eine merkwürdig konzentrierte Stille machte sich unter den Soldaten breit, so wie es oft vor einer Schlacht der Fall war. In Formation, die Schilde zum Schutz gegen noch unbekannte Feinde nach außen gerichtet, marschierten sie in die Dünen hinein. Solange der Schildwall hielt, wären die Soldaten sicher und kein Monster oder Bandit könnte sie besiegen.

Sie hatten die erste Düne umrundet, als es geschah. Auf dem Weg vor ihnen lagen die drei brutalst verstümmelten Leichen ihrer Kundschafter. Die Köpfe hatte man auf in den Boden gerammte Pfähle gespießt, und die Körper waren mit Wunden überzogen, die Melalir keiner Waffe zuordnen konnte.

Eine Wache stürzte nach vorne, zu den Kadavern ihrer Kameraden hin. Melalir wollte ihn zurückrufen, doch es war zu spät. Armbrustbolzen fetzten in die Lücke im Schildwall. Männer und Frauen gingen schreiend zu Boden, und die Lücke wurde zu einem klaffenden Loch.

Und dann zeigten sich ihre Feinde: Sie waren das Grässlichste, was Melalir jemals gesehen hatte. Zwischen Mensch und Monster, waren sie grotesk verformte Zerrbilder ehemals ehrbarer Männer und Frauen. Sie hatten zu viele Arme und Finger an ihren Händen, an den unmöglichsten Orten wuchsen ihnen Augen oder Münder, manche hatten Schwänze oder Hörner, und andere waren über und über mit eitrigen Pusteln bedeckt. Wieder anderen fehlte an einigen Stellen die Haut, und es war rohes, sandverkrustetes Fleisch zu sehen. Und allen rann Blut aus den Ohren.

Ungefähr 30 dieser Bestien stürmten in die Bresche im Schildwall. Obwohl einige Kettenhemden trugen und ihre Waffen aneinander schlugen, verursachten die Bestien kein Geräusch. Nicht einmal ihr Atem war zu hören.

Melalirs Herz begann zu rasen, ihre Handinnenflächen wurden feucht, und ihre Knie wurden weich. Ihre Gegner waren keine Menschen und auch keine gewöhnlichen Monster. Diese Wesen gehörten nicht auf diese Erde.

Die Soldaten um sie herum wurden von ähnlichem Grauen übermannt. Zu geschockt, um sich zu wehren, wurden sie einfach niedergemetzelt. Melalir griff ihren Speer fester. Ganz

gleich, wer oder was ihre Feinde waren, sie würde bis zuletzt um ihr Leben kämpfen.

Schon hatte sich die erste Bestie zu ihr durchgekämpft. Sie fing ihren Axthieb mit dem Schild ab und versenkte ihren Speer im Brustkorb der Bestie. Die Bestie brach zusammen. Erleichterung durchströmte Melalir: Die Bestien, obwohl von abscheulichster Natur, waren genauso sterblich wie sie.

Hackend und stechend stemmte sie sich gegen den Ansturm der Bestien. Ihrem Beispiel folgend, fassten die noch lebenden Wachen wieder Mut, und endlich gelang es ihnen, sich neu zu formieren. Langsam, ganz langsam schlugen sie die Bestien zurück.

Als sich ihre Feinde schließlich zurückgezogen hatten, standen keine zehn Wachen mehr, die sie hätten verfolgen können. Endlich wollten sie sich um ihre Verletzten kümmern, als das Tuten eines verzweifelt geblasenen Horns die Luft zerschnitt. Melalir schaute zum Kapitän der Wache, der auch überlebt hatte.

„Scheiße, die Karawane!“

Eine zweite Gruppe Bestien musste die zurückgelassene Karawane angegriffen haben, und diese war ihnen mit viel weniger Wachen beinahe schutzlos ausgeliefert. Schwere Herzens ließen die noch stehenden Soldaten ihre verwundeten Kameraden zurück und eilten, so schnell wie ihnen möglich, wieder in Richtung Karawane.

Doch sie waren zu spät. Schon von weitem konnten sie auf ihrem ehemaligen Rastplatz Rauch aus brennenden Trümmerstapeln emporsteigen sehen.

Unnatürlich verbogen hingen Körper über den vor einer Ewigkeit errichteten, provisorischen Mauern. Melalir

schmeckte Asche auf der Zunge und roch den widerlichen Gestank brennender Leichen. Sie musste würgen.

Kurz bevor die Wachen den Schauplatz des Blutbades erreicht hatten, stürmten aus ihren Verstecken zwischen Leichen und Trümmern weitere Bestien hervor und sprengten die lose Formation der zurückkehrenden Wachen. Erschöpft und im Kampf gegen zwei Bestien auf einmal gefangen, musste Melalir hilflos mit ansehen, wie nach und nach ihre letzten Kameraden fielen.

Grausame Verzweiflung befiel sie und gab ihr neue Kraft. Sie drängte die erste Bestie mit ihrem Schild zurück und donnerte der zweiten das Ende ihres Speeres ins Gesicht. Sie wirbelte herum und rammte der ersten Bestie kurz hintereinander in den Bauch. Sie zog ihr Schwert und wandte sich zurück, um der zweiten Bestie den Kopf abzuschlagen. Sie stürzte sich auf eine dritte Bestie und zerhackstückelte diese mit einem Sturm aus wilden Hieben.

Eine letzte Bestie lebte noch. Mit einer Hand würgte sie den schwerverwundeten Kapitän der Wache. Die Bestie drehte sich zu Melalir und schaute ihr in die Augen. Eine Pustel im Gesicht der Bestie platzte und grünlich-braune Flüssigkeit lief ihr Antlitz hinunter.

Für einen kurzen Moment hatte Melalir das Gefühl, die Bestie wolle sich für ihre Taten entschuldigen. Mit brutaler Gewalt riss die Bestie dem Kapitän den Kopf ab.

Mit einem Wutschrei attackierte Melalir die Bestie. Diese fing ihre Schläge mit der Leiche des Kapitäns auf, bevor sie mit der Leiche nach ihr ausholte. Melalir sprang zur Seite und stach nach dem Handgelenk der Bestie.

Die Bestie zuckte zurück und schwang den Kapitän in weiten Kreisen. Melalir duckte sich unter der Leiche hindurch

und stand direkt vor der Bestie. Sie sprang hoch, holte aus und vergrub das Schwert bis zum Heft in der Brust der Bestie.

Die Bestie schnaubte verblüfft, dann ließ sie die kopflose Leiche des Kapitäns fallen und kippte langsam nach hinten um.

Der Kampf war vorbei. Stille umfing sie.

*Christopher Claußen, 15,
Gymnasium am Mosbacher Berg, Wiesbaden*

High Time

„Madelaine, komm jetzt endlich.“

Wie jeden Morgen musste Kate ihre Tochter Madelaine aus dem Bett rufen. Die alleinerziehende Mutter wohnte mit ihren zwei Kindern Madelaine und Eric in einem Haus in der Nähe der High School, die den stolzen Namen Charter Ridge High trug.

„Ich komme ja schon.“

Mühsam kroch Madelaine aus dem Bett und warf ihre Haare nach hinten. Sie verließ ihr hellrosa gestrichenes Zimmer und ging eine Tür weiter ins Bad. Sie schloss sie mit einem lauten Knall, sodass ihr drei Jahre jüngerer Bruder aus seinem Zimmer gestürmt kam und seine geringelten Socken unterwegs verlor. Er trug ein blaues Baseballshirt und eine abgetragene blaue Jeans. Er öffnete die Tür mit einem Ruck und sagte: „Madelaine, du sollst...“

Weiter kam er nicht, denn Madelaine hatte ein Glas genommen, es mit Wasser gefüllt und es Eric ins Gesicht geschüttet. Eric stand mit offenem Mund da und wischte sich das Wasser aus den Augen. Er rief „Mom!“ und rannte die lange weiße Holztreppe, die in die heruntergekommene Küche führte, hinunter.

Madelaine stöhnte nur, setzte das Glas wieder ab und schrubbte weiter ihre Zähne. Eric, der bereits in der Küche angekommen war, sprach zu seiner Mutter.

„Mom, sie hat es wieder getan.“

Kate, die ein schwarzes T-Shirt mit der grauen Aufschrift „Metallica“ trug, beeindruckte es nicht. Sie schaute eher genervt auf das Flohmarktgeschirr, das sie vor mehreren Jahren von ihrer Mutter als Hochzeitsgeschenk bekommen hatte.

Madelaine, die die Treppe hinunter gestürmt kam, trug ein ärmelloses Top mit der Aufschrift „Wild Spirit“. Sie packte ihre silberne Lunchbox in den offenen, mit Löchern übersäten schwarzen Rucksack, nahm ihre schwarze Jacke unter den Arm und einen Stift aus dem Becher auf dem Schuhregal.

Madelaine nahm gerade die Türklinke in die Hand, als ihre Mutter sagte: „Madelaine, was hatten wir dazu gesagt? Du ärgerst nicht mehr deinen Bruder!“

Madelaine, die sich unterwegs ein Erdnussbutterbrot in den Mund geschoben hatte, zuckte gelangweilt mit den Schultern, setzte sich ihren Rucksack auf den Rücken und öffnete die weiße, abgeblätterte Tür. Kate rollte mit den Augen und Eric mehr oder weniger auch.

Wenige Minuten später stand Madelaine in einer schmutzigen Pfütze an der Bushaltestelle. Ihre Sneakers standen unter Wasser, doch Madelaine schien es nicht zu interessieren. Sie starrte weiterhin auf die nebelige und dunkle Straße, die ins Unendliche führte und wartete, bis sie am Horizont den gelben Schulbus erblicken konnte.

Nach nicht allzu langer Zeit erschien der Bus am Ende der Straße, und in Madelaines Augen konnte man ein Licht erkennen. Der Bus fuhr an der Haltestelle vor. Als er stoppte, bekam Madelaine einen Schwung dreckiges Wasser ins Gesicht. Die zwei Jungs, die neben ihr standen, sie waren etwa zwei Jahre jünger als Madelaine, lachten sie mit breiten Gesichtern aus.

Das Wasser aus dem Gesicht wischend, stieg Madelaine in den Bus. Durch die Reihenschlendernd, sah sie ab und zu zu den anderen Schülern, die im Gegensatz zu ihr trocken waren und sich im Gegensatz zu Madelaine nicht freuten, endlich von zuhause weg zu sein. Sie suchte sich einen Sitzplatz weit weg von den anderen Kindern, die pausenlos auf ihre Handys starrten.

Doch auch Madelaine, die etwa sechs Reihen gegangen war, um einen angemessenen Sitzplatz zu finden, griff direkt nach ihrem Handy und steckte sich Musikstöpsel in die Ohren. Nach zehn Minuten stieg sie vor der Charter Ridge High School aus dem gelben, übernässten Schulbus aus und setzte sich als Erstes die Kapuze ihrer schwarzen Jacke auf. Aus ihrer rechten Jackentasche holte sie eine Zigarettenpackung heraus. Aus der halbleeren Packung nahm sie sich eine und zündete sie an. Anstatt wie alle anderen Schüler in ihrer Umgebung nahm sie nicht den Haupteingang der Schule, sondern ging um die Schule herum auf den Sportplatz.

Wie jeden Montagmorgen stand auch heute die, wie sie jeder nannte, Crack-Clique an einem der Zäune, die den Sportplatz umzäunten, und steckte die Köpfe zusammen. Als Madelaine an ihnen vorbei ging, steckte einer der vier Jungs ihr etwas zu. Der Junge trug eine Kappe, abgetragene Sneakers und eine noch heruntergekommenere Lederjacke.

Milla Heinemann, 13, Wiesbaden



Abb. 6: Milla Heinemann in der Schreibwerkstatt

Federleicht

I.

In ihrem Traum sitzt sie in einem Zug. Das gewohnte Rattern des Abteils umgibt sie. Zugfahren findet sie sonst nur schwer erträglich, aber gerade ist es ganz richtig. Draußen ist es hell, genau wie im Zug. Ein angenehmer Glanz umgibt die ganze Szene. Sie lehnt sich zurück und lässt die Landschaft an sich vorbeiziehen.

Auf dem Platz ihr gegenüber sitzt eine schwer definierbare Gestalt. Seltsam gekrümmt, mit grauer Haut und langen Gliedern. Die Gestalt beobachtet sie. Dann fängt sie an zu flüstern: „Tu es, tu es ...“

Leos Schultern spannen sich an, weil sie weiß, was gemeint ist. Dieses Traumwesen, wie ein Déjà-vu, ist fremd und bekannt gleichzeitig, auch ohne dass sie es konkret beschreiben kann. Es wirkt hart, grau, trotz seiner geringen Größe beängstigend. Es alarmiert alle Fluchtmechanismen, das Zittern, den schnellen Herzschlag. Doch sie spürt, wie es ihren Verstand festhält, ihr Bewusstsein zwischen kalten Metallteilen in die Zange nimmt. Es schaut sie direkt an. Sie reißt die Augen auf. Kann sich nicht bewegen.

Augen auf.

Jetzt blickt sie an ihre Zimmerdecke.

II.

Ihre Haare sind wieder ein ganzes Stück gewachsen in den letzten Monaten. Sie stand an etwa derselben Stelle, mit einer Schere in der Hand und sah sich im schmierigen Badezimmerspiegel selbst dabei zu, wie sie sich die ellenlangen Strähnen unterm Kinn abschnitt. Jetzt fallen sie wieder fast auf die Schultern. Die ursprünglich knallrote Farbe ist inzwischen so ausgebleichen, dass sie eher lachsrosa wirkt. Beinahe trostlos, der Anblick in dem höchstens zweckmäßig eingerichteten Bad. Für Leona ist trostlos nicht ganz das richtige Wort. Sie steht sehr still und schaut ihrem Spiegelbild in die Augen. Je länger sie hinsieht, umso unwohler fühlt sie sich. Schließlich reißt sie ihren Blick los. Befremdlich, das ist es, wie sie sich fühlt.

Sie macht niemandem etwas vor, erst recht sich selbst nicht. Und das heißt, dass sie offen zugibt, dass sie etwas anderes will. Etwas anderes als die enge stickige Wohnung ihrer resignierten Mutter. Mit dem choleralischen Nachbar und den schreienden Kindern von oberhalb. An manchen Tagen fühlt sie sich so, als wäre sie nie aus ihrem Bett aufgestanden, vielleicht von vornherein nie anwesend gewesen. Sie will auch etwas anderes als das, was in ihrem Kopf ist. Meistens Züge, die auf ihren Gleisen hin und her fahren. Nebel, der daliegt. Viel Grau. Kantige, technische Formen.

Sie denkt nicht, dass sie hier hingehört, aber wer tut das schon mit achtzehn? Vermutlich wollen alle Achtzehnjährigen woanders hin. Ob sich alle Achtzehnjährigen so fühlen, als würden die Wände um sie herum wachsen und als würde sich die Eintönigkeit manchmal unheimlich verzerren, weiß sie nicht.

Das ist aber gerade egal, sie macht sich auf den Weg zu ihrer besten Freundin. Die steht am Ende des Tunnels aus wachsenden Wänden. Für sie würde sie immer hier bleiben. Feder ist das, was sich auf keinen Fall verändern soll. Vielleicht ist sie sogar das Einzige, was sich nicht verändern soll. Normalerweise gibt Leo nichts auf solche Begriffe, aber dass sie Feder ihre beste Freundin nennt, ist selbstverständlich.

Sie ruft auf dem Weg nach draußen ein halbherziges „Tag, Ma“ in die Küche. Ma steht am Fenster und raucht. Leo raucht nicht. Sie braucht die Luft zum Laufen und Boxen. Sie fühlt sich stark. Wie ein Magnet, der die falsch gepolte Umgebung abstößt.

Die Sonne scheint, aber der Wind ist kühl. Oktober. Als Feder ihr die Tür zu dem gemütlichen Reihenhaus aufmacht, friert sie schon etwas.

„Leona, was machst du hier?“

Schlagartig fällt das Gefühl der nahezu Unbesiegbarkeit, mit dem sie ihre Wohnung verlassen hat, von ihr ab. Feder sieht nicht erfreut aus, wie sonst wenn sie sich sehen, sondern einfach nur irritiert.

„Es ist Samstag, oder?“

Samstage verbringen sie immer zusammen. Immer. Heute ist ein Samstag.

„Natürlich ist Samstag. Wir hatten doch besprochen, dass wir uns heute nicht sehen können.“ Feder redet mit ihr wie mit einem Kind, das die Erklärung eines Erwachsenen nicht versteht. „Ich bin beschäftigt.“ Sie verlagert ihr Gewicht vom einen auf den anderen Fuß.

Leona merkt, dass Feder sie wegschicken will, aber die richtigen Worte nicht findet. Klar weiß sie noch, was Feder dieses Wochenende vorhat. Sie ist eingeladen worden, von einer,

Leos Meinung nach, nicht sehr vertrauenswürdigen Gruppe aus der Schule, auf die Feder geht. Es sind die Art von Leuten, die immer alles hatten und so angesehen sind, dass sie sich durch ungemein schwierige Charakterzüge Probleme schaffen müssen. Ihr Leben wäre sonst unerträglich langweilig. Leo kennt sie alle nicht richtig, aber beobachten kann sie gut.

Joshua, der Feder gefragt hat, ob sie den Abend mit seinen Freunden verbringen will, steht meist im Zentrum eben dieser Gruppe. Leo weiß, dass Feder nicht gut zu diesen Leuten passt. Feder weiß es auch. Man ist entweder schon immer dabei oder raus. Jeder kennt jeden und auch die Stadt drum herum genauestens.

Feder ist nicht dumm. Die Einladung hat sie angenommen, weil sie, so hoffnungsvoll, wie sie immer ist, „es einfach mal versuchen will bei denen“. Das hat sie gestern am Telefon gesagt. Leo versteht nicht, wieso sie genau das versuchen muss. Genau das, genau an einem Samstag. Sowieso, die beiden hätten Trash-TV geschaut, wären später etwas trinken gegangen und hätten sich morgens nicht mehr an die letzten Stunden erinnert, aber das ist der Reiz daran. Dem ist schlechte Gesellschaft mit noch schlechterem Bier sicherlich nicht vorzuziehen. Das wöchentliche Ritual ist ihnen beiden doch wichtig.

Auf die Idee, dass sie und Feder sich ungewöhnlich nah sind, würde Leona nie kommen. Sie sind sich so nah wie als sie Kinder waren. Klar, mit seinem besten Freund verbringt man als Kind fast jeden Tag. Wenn das nie seine Selbstverständlichkeit verliert, schauen die Leute irgendwann komisch, aber das heißt nichts, da sie doch immer irgendwen anstarren.

III.

Leonas Handy klingelt. Es reißt sie aus dem tristen Bann, in dem sie den Tag verbracht hat – alleine eben. Aus Langeweile ist sie Laufen gegangen, hat sich aber nach dem Duschen wieder hingelegt. Verdammt, sind Wochenenden deprimierend. Jetzt ist der Tag so gut wie rum, es muss irgendwann zwischen neun und elf sein. Leo streckt sich nach dem Handy: 22:43. Feders Name auf dem Display. Leo geht ran.

„Holst du mich ab?“

„Was ist denn los?“

„Das ist nicht wichtig. Bring mich einfach weg von hier.“ Sie klingt aufgewühlt. „Hier ...“, setzt Feder an. „Ach egal. Du hattest recht, dass es nicht der richtige Platz für mich ist.“

Leo macht sich Sorgen, doch versucht ruhig zu bleiben. „Ist gut, ich bin gleich bei dir“, antwortet sie.

Schon nach den ersten Worten ist sie aufgesprungen und hat sich angezogen. Dass sich Feder überhaupt auf diese Leute eingelassen hat, gab ihr ein ungutes Gefühl. Sie hofft, dass sich ihre Stimme nur halb so sicher anhört, wie sie sich anfühlt, als sie wiederholt: „Ich bin gleich bei dir.“

Nicht der richtige Platz für sie. Das macht Leo froh. Das heißt doch, dass Feders Platz bei Leo ist.

Der Bahnhof ist ruhig. Ein paar Züge fahren noch, aber trotzdem steht niemand irgendwo und wartet. Das Licht aus den Straßenlaternen und Scheinwerfern malt gedämpfte Bahnen durch die dunstige Luft. Keine Nachtfalter und Motten schwirren darin herum. Während Leo ihren Blick schweifen lässt, merkt sie, wie sie beinahe auf irgendeine Bewegung wartet. Keine Ratte, die im Halbdunkel an der Wand entlang huscht,

keine Taube, auch nicht schlafend auf einem Zaun oder dem Gebälk der Überdachung. Der Bahnhof ist so ruhig, dass sie ihren eigenen Herzschlag zu hören glaubt.

Leo blickt zu Feder hinüber, die am anderen Ende der Bank sitzt. Ihr feines hellblondes Haar fällt ihr in die Stirn. Die schlanken Finger umklammern krampfhaft den Saum ihres Shirts. Ihre hellgrün lackierten Daumennägel scheinen gerade ihre ganze Aufmerksamkeit zu beanspruchen. Sie wirkt so distanziert, ganz anders als sonst. Obwohl sie meistens vor Leben sprüht, sieht sie aus wie eingefallen.

Nichts hier stimmt. Weder diese Totenstille noch die viel zu vertraute Umgebung, die so anders ist als sonst.

„Willst du etwas sagen? Oder mit zu mir kommen?“, versucht Leo nun das Schweigen zu durchbrechen. Sie hasst es, wenn sie sich anschweigen.

„Ich will nicht darüber reden“, entgegnet Feder säuerlich.

Sie schweigen wieder. Leona verspürt leichte Übelkeit, wie so oft, wenn sie sich ernste Sorgen macht. Ihr Rücken wird warm, als ob hinter ihr ein Feuer brennen würde. Sie spürt eine Hitze gegen ihren Nacken schlagen, wie der Atem einer Bestie. Die Empfindung macht ihr etwas Angst. Diese Menschen wollen ihr alle wehtun. Sie weiß genau, zu wem diese Stimme gehört. Und der kalte Griff, der ihr Hirn zusammendrückt, bis sie schwarze Flecken sieht.

Als hätte man den Strom eingeschaltet, ist etwas ihres Bewusstseins wieder da. Ihre Sicht verschwimmt. Sie ist so wütend. Nicht auf Feder, das könnte sie nicht. So richtig wütend war sie noch nie auf Feder. Sie will auf sie aufpassen. Das muss sie. Und wütend ist sie ihr gegenüber niemals. Nur auf die ganze Welt drum herum. Diese ganze Welt, die Feder nicht verdient hat.

Sie weiß doch, was zu tun ist. Muss es wissen. Rauschen in den Ohren, Feders Mund bewegt sich endlich. Leo hört nichts. Nur die undefinierbare Stimme in ihrem Kopf, die eindringlich flüstert, immer und immer wieder wie ein Mantra.

Tu's, tu's, tu's ... Tu es, mach schon, TU ES!

Ihr Blick ist wieder fokussiert. Alles, was sich nicht in ihrem Tunnel befindet, flacht ab. Ruhe.

IV.

Die weißen Linien auf dem Bahnsteigboden tanzen durcheinander. Sie hebt ihre angespannten Hände in ihr Blickfeld. Weiß und rot. Da sollte kein Rot sein. Heiße Tränen steigen in ihre Augen. Tropfen auf das Blut an ihren Händen. Sie weiß, dass sie den Körper sehen wird, wenn sie sich umsieht. Den kleinen, zerbrochenen, schlaffen Körper. Den gespenstischen Körper, dessen Lebensessenz langsam eine Lache auf den Steinfliesen bildet.

Sie schließt ihre Augen. Um 180° drehen. Alles schwankt, und der Schwindel wird stärker. Trotzdem macht sie die Augen wieder auf und läuft los. Im unheimlich einsamen Bahnhof hallen ihre Schritte von den Wänden wider. Eine Taube fliegt auf. Leona läuft schneller.

V.

Sie starrt an die Decke ihres Zimmers. Alles ist normal. Das wiederholt sie in ihrem Kopf.

Wieso muss ich daran denken, dass alles normal ist?

Sie streckt ihre Hände nach oben. Irgendwas ist nicht normal. Ihre Fingernägel, die sonst immer sauber sind, haben einen rotbraunen Rand. Als sie reibt, lösen sich poröse, trotzdem nicht wirklich feste Krümel. Sie setzt sich ruckartig auf.

Leona weiß nicht genau, welcher Tag heute ist, aber vermutlich haben sie gestern mal wieder zu viel getrunken, deswegen findet sie es nicht schlimm. Sie machen es ja zu zweit. Dass sie bei dem Gedächtnisverlust keinen dicken Kopf hat, wundert sie. Aufstehen. Immer noch keine Schmerzen. Etwas ungewöhnlich. Shirt anziehen und, wenn die Kaffeemaschine läuft, diesen dunklen Rand von den Fingernägeln waschen.

Als sie den Wasserhahn aufdreht, schaut Leo auf ihre Fingerspitzen. In ihrem Brustkorb wird es eng. Sie atmet schwer. Fährt sich durchs Haar. Auch wenn sie inzwischen wacher ist, fühlt sie sich wie in einem Traum. Es trifft sie wie ein Schlag ins Gesicht: Blut.

Sie dreht sich zur Tür. Ein- und ausatmen. Sie dreht sich zurück. Mit ihrem Ellbogen stößt sie den Becher mit der Zahnbürste von der Ablage. Als der harte Kunststoff auf den Boden schlägt, schreit sie auf. Ihre Beine werden weicher. Sie geht in die Knie, weil sie nicht weiß, in welche Richtung sie laufen will. Ihr Herzschlag donnert in ihren Ohren.

Was gestern war, was es auch war, bedeutet nichts Gutes. Roter Rand an ihren Nägeln. Verdammt.

VI.

Leona geht zu Gleis 7. Irgendwo heult eine Sirene. Ihr Blick ist auf den Boden vor ihr geheftet, sie hat Angst vor dem, was

in ihr Blickfeld gelangen könnte, wenn sie ihre Augen etwas bewegt.

Jetzt oder nie. Du musst wissen was los ist. Das schuldest du ihr. Du beschützt sie doch.

Ein kleines Zucken ihres Kopfes genügt, um das Absperrband und die Lache auf den Steinen zu sehen. Dass eine kleine Traube Leute um die Szenerie steht, bemerkt sie nur am Rande.

Dreh dich um. Dreh dich um.

Das kann nicht echt sein. Feder war gestern bei ihr, da ist sie sich sehr sicher. Niemals würde irgendetwas Schlechtes passieren, wenn sie zusammen sind. Wenn sie sich umdreht, könnte sie da stehen und sie frech angrinsen. Genau das. So fest war noch kein Gedanke jemals in ihrem Kopf.

Leona dreht sich um. Feder steht da und grinst sie an. Leo stolpert regelrecht auf sie zu, doch Feder weicht, das neckische, entspannte Grinsen weiterhin auf ihrem Gesicht, immer ein Stück zurück, wenn sie einen Schritt nach vorne macht.

„Hey! Hey, bleib hier!“

„Mit wem sprechen Sie, junge Frau?“

Das ist ein Passant, ein älterer Herr mit faltigen Armen, die Venen unter der Haut wie lange blaue Würmer. Der Mann trägt einen Hut. Er sieht sie mit hochgezogenen Augenbrauen an. Leo dreht den Kopf nach Feder um und will schon in ihre Richtung deuten. Doch sie ist weg. Mit leicht geöffnetem Mund steht sie da, blickt sich wieder um. Der Mann geht kopfschüttelnd weiter.

VII.

„Feder, Feder, wieso warst du vorhin einfach weg?“

Sie steht in ihrem Zimmer, und Feder sitzt auf ihrem Bett. Wieso sind sie in ihrem Zimmer?

Spielt keine Rolle. Aber sieh doch, was für ein hübsches weißes Kleid sie trägt.

Zufriedenheit. Feder ist bei ihr und trägt ein weißes Kleid. Scheint fast zu schweben, wie ein Engelchen an einer Kirchendecke.

Flieg, Engelchen, flieg.

Diese innere Stimme hat einen bald dämonischen Unterton. Leo läuft ein Schauer über den Rücken. Oma hat einmal gesagt, wenn's dich kalt durchschüttelt, ist ein Geist bei dir.

Wieso ist sie in ihrem Zimmer?

„Wir wollten doch nur einen Film ansehen. Wieso benimmst du dich so, als hättest du ein Phantom gesehen?“

Leo hört das Schmunzeln in Feders Stimme. Sie setzt sich mit aufs Bett und schaltet ihren Fernseher ein.

Etwas später. Leo schlägt die Augen auf. Ihr ist kalt, und auf dem Bildschirm an der gegenüberliegenden Wand springt der Screensaver hin und her.

Saßen sie nicht eben noch gemeinsam hier vor dem Fernseher? Hat sie geschlafen? Sie blinzelt zweimal. Da ist Feder doch. Steht vor der Tür. Noch einmal blinzeln. Leo fährt zusammen. Feder ist weg. Wieder? Welcher Wochentag ist es? Sie bildet sich nichts ein, das hat sie noch nie.

Stell nicht so viele Fragen. Der Tag tut nichts zur Sache, weil Feder bei dir war. Und sie war bei dir, weil sie bei dir sein muss, sonst ist sie nicht sicher.

„Ich bin müde, das muss es sein ...“, murmelt sie zu sich.

VIII.

„Leo, mit wem sprichst du?“, ruft Ma nach oben. „Leona?“

Leo antwortet nicht. Eben war Feder noch da. Wie so oft in letzter Zeit. Einmal da, dann weg. Sie hört Ma die Treppe hoch stapfen. Sie steht mitten in ihrem Raum, als wollte sie etwas tun, jedoch herrscht in ihrem Kopf Leere, als wüsste sie gar nicht, warum sie da steht.

Da spürt sie eine Hand auf ihrer Schulter. Der Raum beginnt zu schwanken. Mit einem Ruck dreht sie sich um, zu Feder, die erschrocken dasteht und dann flüstert: „Bist du okay? Ich bin doch hier.“

Jetzt erst stößt Leo den Atem aus, von dem sie nicht mal gemerkt hatte, dass sie ihn angehalten hatte. Ihrer Ma gegenüber, die sie ansieht, als würde sie an ihrer Zurechnungsfähigkeit zweifeln, blinzelt Leo ein paar Mal.

„Doch kein Besuch, dachte ich mir.“

„Aber sie ist hier.“

„Wer ist hier? Hier ist niemand!“

Doch doch, sie steht doch direkt neben mir, sie steht hier und sieht dich an, wie ich dich ansehe, ganz echt.

„Wer zur Hölle ist hier? Du bist alleine!“

„Feder.“

„Feder, Feder, das ist alles, was ich zu hören bekomme von dir. Seit Tagen bist du in deinem Zimmer, beim Sport warst du seit Wochen nicht! Hast du denn nun ganz den Verstand verloren?“

Das heiße Gefühl kriecht wieder ihren Rücken hinauf.

„DU LÜGST!“

Leoschreit. So laut, dass sich ihr Hals anfühlt wie Sandpapier. Das kann nicht sein. Sie wollten sich nur einen Film ansehen.

Sie geht auf ihre Ma los. Mit ausgestreckten Armen und verzerrtem Gesicht. Ma greift in einer reflexartigen Bewegung nach der unförmigen Tonfigur, die auf der Kommode steht. Fumk macht es, als diese auf ihren Kopf trifft. Dann klatscht es, als sie auf dem Laminat auftrifft. Der Versuch ihre Arme durchzustrecken, um den Oberkörper vom Boden zu hieven, scheitert. Zitternd bricht sie zusammen.

IX.

Über ihr steht ein Mann, schwere Jacke mit Neonapplikationen. Deutsches Rotes Kreuz. Hände halten sie fest an Armen und Beinen, sie meint auch ein Knie zu spüren.

„Hey! Was soll das?“

Ihre Stimme klingt wie eine Kreissäge, fremd in ihren eigenen Ohren.

Dem Klang nach zu urteilen ein ernsthafter Mann, dem man es zutrauen könnte, Vollbart zu tragen, sagt etwas wie „Brauchen sie Hilfe?“ zu den Ersthelfern, die sie auf die Bahre drücken. Gesprächsfetzen dringen zu ihr durch. „... später befragen ... Fall am Westbahnhof ... fixiert ...“ Die Stimmen der Notfallärzte, die ihrer Mutter und des Mannes, der vermutlich Bart trägt, verschwimmen zu einer einzigen Masse.

Langsam werden die Töne monotoner, durch die halb geöffneten Augenlider schimmert beruhigendes Hellgrau. Das Umgebungsgeräusch, welches inzwischen ein gleichmäßiges Rattern ist, wird unterbrochen von dem Zuschlagen einer Autotür. Dann dem einer zweiten. Es lässt sich davon nicht beirren. Rtrtrtrtrt ... Leo fühlt sich leichter. Das Wackeln des Krankenwagens wiegt sie hin und her. Sie bewegt ihre

Hände, so gut es geht unter den Gurten, die sie halten, auf und ab.

Flieg, Engelchen, flieg.

Sie ist federleicht.

Cora Koch, 17, Kerschensteinerschule, Wiesbaden



Abb. 7: Cora Koch bei der Abschlusslesung in der Wiesbadener Stadtbibliothek

Eine Elfe zu Weihnachten

Alari flog am Waldboden entlang und blickte begeistert auf den Raureif, der sich auf den Blättern und Ästen niedergelassen hatte. Sah man ganz genau hin, konnte man die Kristalle erblicken, die vorsichtig ihre Arme nacheinander ausstreckten und sich fest umschlungen hielten.

Es war neblig an diesem Abend, und man konnte die Luftwirbel erkennen, die Alari mit ihren zarten Flügeln zeichnete. Das bisschen Sonnenlicht, das durch die dicken Wolken brach, lies die Flügel glitzern und den Frost strahlen.

Alaris Nase war ganz rot geworden, sie flog schon seit Stunden durch die Gegend und beobachtete die Tiere, die sich in ihren Unterschlupf zurückgezogen hatten. Eine Kohlmeise flog zwischen den tiefhängenden Nebelschwaden hindurch und beeilte sich, zu ihrem Nest zu kommen und dort im Warmen die Nacht zu verbringen.

Die kleine Elfe hatte einen Blick für die magischen Momente und die Bilder, die die Meise mit ihren Flügeln im Nebel malte. Und doch hatte sie ein Ziel und flatterte aufgeregt auf den Park zu, in dem sich die Menschen tummelten. Es roch nach gebrannten Mandeln, und eine Gruppe von Erwachsenen lief fröhlich schwatzend an der Elfe vorbei und auf das große Riesenrad zu. Man hörte aus allen Ecken Musik und Gesang, und trotz der kalten Luft überkam Alari ein warmes Gefühl, als sie durch den Weihnachtsmarkt schwebte.

Der Boden war glatt und Emil musste aufpassen, dass er nicht den Halt verlor. Er drängte sich an einem Glühweinstand vorbei und stand vor einem großen, festlich geschmückten Weihnachtsbaum. Der Baum war so groß, dass Emil den goldenen

Stern kaum erkennen konnte, der an der Spitze befestigt war.

Sein Weihnachtsbaum zu Hause war um einiges kleiner, aber genauso schön. Emil hatte ihn erst vor Kurzem geschmückt und ihn stolz seiner Tante gezeigt, die zu Besuch gekommen war.

Den ganzen gestrigen Tag hatte er vor dem Fenster in seinem Zimmer gesessen und zugeschaut, wie der riesige Baum mit einem Kran geschmückt wurde. Er wollte unbedingt selbst etwas dazu geben und kramte in seiner Manteltasche nach der Schneeflocke, die er in der Schule gebastelt hatte. Er hatte sich besonders viel Mühe gegeben und in der Pause, als die anderen Kinder spielten, fleißig weitergebastelt.

Zugegeben, sie war auf dem Weg ein bisschen verknickt, Emil war den ganzen Weg zum Weihnachtsmarkt gerannt, um pünktlich zum Abendessen wieder da zu sein. Morgen wollte er mit seinen Eltern und seiner Tante zum Weihnachtsmarkt gehen und ihnen seine Schneeflocke im großen Baum zeigen.

Etwas ratlos ging er auf den Baum zu und überlegte, wie er sein Schmuckstück dort anbringen sollte. Die Äste begannen viel zu weit oben für ihn, und so hoch springen konnte er nicht. Egal, es musste einen Versuch wert sein, er war schon so lange gelaufen.

Alari genoss das fröhliche Treiben und die lächelnden und lachenden Menschen. Ein kleines Mädchen mit rosa Ohrwärmern hatte eine Tüte gebrannter Mandeln in der Hand, als eine Mandel herauskullerte. Alari flog schnell zu dem Mädchen hin, fing die Mandel gerade so noch auf und legte sie zurück zu den anderen auf einen kleinen Berg.

Glücklich schleckte sie den Zucker von ihren Finger und

flog weiter auf den Weihnachtsbaum zu. Sie hatte in ihrem Leben schon viele Tannen gesehen, aber keine einzige war so groß und so schön wie die, vor der der kleine Emil auf und ab hüpfte. Seine rote Mütze wippte mit und rutsche vor seine Augen, sodass er erst einmal gar nichts sah. Verwundert flog die Elfe auf ihn zu und beobachtete ihn mit einem gewissen Abstand.

Enttäuscht lies Emil die Arme hängen und schaute ganz nach oben zur Spitze. „So werde ich das nie schaffen“, sagte er mutlos und senkte seinen mittlerweile roten Kopf.

Vorsichtig kam Alari näher, und als sie die Schneeflocke in Emils Hand sah, verstand sie, warum er die ganze Zeit hochgesprungen war und die Arme ausgestreckt hatte.

Emil blickte hoch, sah das kleine Geschöpf auf ihn zufliegen und riss erstaunt die Augen auf. Als er merkte, dass sein Mund offen stand, schloss er ihn ruckartig und betrachtete die Elfe ganz genau. Sie hatte ein weißes, luftiges Gewand an und lange, blonde Haare. Sie wirkte so schmal und zerbrechlich, dass Emil die Luft anhielt und sich auch nicht traute, zu blinzeln, aus Angst, sie könnte verschwinden. Alari streckte ihren feingliedrigen Arm nach der Schneeflocke aus, und Emil sah zu, wie sie den Faden griff und Anstalten machte, nach oben zu fliegen.

„Du bringst sie für mich hoch, oder? Hilfst du mir dabei?“

Emil war sich nicht sicher, ob die Fee wirklich genickt hatte, aber er lies das Band los und sah zu, wie die Elfe hoch flog und die Schneeflocke hinter sich her zog. Das Schmuckstück war schwer, und Alari musste sich anstrengen, weiter nach oben zu fliegen. Sie biss die Zähne zusammen und schaffte es, die Basterei an einen grünen Ast zu hängen, der etwas leer gewirkt hatte. Fröhlich schwebte sie zu Emil, der den Ast

glücklich betrachtete. Er lächelte die Elfe an und holte ein in Seidenpapier eingepacktes Lebkuchenstück heraus.

„Vielen Dank. Willst du ein Stück abhaben?“ Er brach eine Ecke ab und hielt seine ausgestreckte Hand der Elfe hin.

Vorsichtig setzte Alari sich auf die Hand, griff nach dem Stück und begann sofort zu essen. Auch Emil biss in den Lebkuchen und blickte in den Himmel.

„Weißt du“, nuschelte er mit vollem Mund, „das wünsche ich mir am meisten zu Weihnachten. Schnee.“ Er zeigte auf seine Schneeflocke und seufzte traurig. „Aber es sieht nicht so aus, als würde es an Weihnachten schneien. Und dabei ist Weihnachten ja schon morgen.“

Alari schaute den Jungen mit ihren blauen Augen an und nickte verständnisvoll. Da begann die Kirchenglocke zu schlagen, und Emil schreckte hoch. Die arme Elfe hatte er dabei ganz schön geschüttelt. Diese flog lieber wieder etwas weg und blinzelte ein paar Mal.

Emil hatte das gar nicht bemerkt und rannte los. Er drehte sich mitten im Laufen noch einmal um und winkte der Elfe lächelnd zu. Er sagte etwas, aber Alari konnte ihn nicht hören. Lächelnd schüttelte sie den Kopf und trat ebenfalls den Heimweg an.

Als Emil zu Hause angekommen war, fragte seine Mutter ihn, wo er denn die ganze Zeit gewesen wäre.

„Ich habe eine Elfe gesehen, Mama! Eine echte, kleine, wirkliche Elfe!“

Seine Mutter lächelte und wuschelte ihm durch die braunen Haare. „Bestimmt hast du das.“

Alari streckte sich und gähnte. Sie hatte lange geschlafen, und die anderen Elfen flogen schon beschäftigt durch die Gegend.

Es roch köstlich, und auch die ersten Weihnachtslieder waren zu hören. Sie musste sich beeilen, und flog schnell zu den anderen Elfen. Sie hatte ja so viel zu erzählen!

Und eine Idee hatte sie auch. Eine wunderbare, großartige, weihnachtliche Idee! Die anderen Elfen runzelten verwirrt die Stirn und blickten Alari fragend an.

Emil zog aufgeregt an den Armen seiner Eltern, er wollte ihnen unbedingt seinen Weihnachtsbaum und seine Schneeflocke zeigen. Seine Tante glaubte ihm nicht, dass er wirklich eine Elfe gesehen hatte, die beim Schmücken geholfen hatte. Emil ließ die Hände seiner Eltern los und rannte auf den Baum zu. Er suchte einen Augenblick und fing an, aufgeregt auf und ab zu springen.

„Seht ihr? Das ist sie! Da ist meine Schneeflocke! Genau da oben!“

Erstaunt blickten seine Eltern nach oben. „Das ist deine Flocke? Wie hast du die denn nach da oben bekommen?“

„Das habe ich doch gesagt! Das war die Elfe!“

„Die Elfe also“, sein Vater strich ihm sanft über den Kopf. „Aber die Schneeflocke ist von dir, oder? Da hast du dir wirklich viel Mühe gegeben.“

Stolz nickte Emil, und er schaute sich suchend nach seiner neuen Freundin um.

„Aber sie ist nicht gekommen. Und es schneit nicht einmal. Das sind traurige Weihnachten.“

„Traurige Weihnachten? Ich finde, das sind ganz wunderbare Weihnachten. Hast du schon mal so einen tollen Baum gesehen? Und außerdem, die schönste Schneeflocke ist doch da.“ Emils Tante bückte sich zu ihm runter und lächelte ihn freundlich an. „Wer hast Lust auf gebrannte Mandeln?“

Emil strahlte und lief auf den Stand zu, der so wunderbar duftete. Vielleicht waren es doch schöne Weihnachten. Er teilte sich eine riesige Tüte mit seiner Tante, und seine Eltern tranken heißen Glühwein aus bunten Tassen.

„Emil! Schau mal!“

Aufgeregt zeigte sein Vater auf den Himmel. Kleine, weiße Bälle flogen umher.

„Es schneit! Hurra! Es schneit!“

Emil legte seine Tüte auf den Tisch und sprang auf. Die einzelnen Flocken wurden immer mehr und tanzten um ihn herum. Sie verdichteten sich und schwebten leicht durch die Luft. Emil streckte die Arme aus und drehte sich glücklich im Kreis.

Immer mehr Menschen kamen auf den Platz und schauten begeistert nach oben. Keinem fiel auf, dass die Schneeflocken nicht zu Boden fielen und durch die Luft tanzten, auch Emil nicht. Hätte er genauer hingeschaut, hätte er gesehen, dass die kleine Elfe wunderbare Kreise und Schlaufen flog. Tausende Elfen waren gekommen und wirbelten fröhlich umher. Alaris Gewand glitzerte, und die kleine Elfe lächelte.

Fröhliche Weihnachten.

Zoe Löhmann, 15, Martin-Niemöller-Schule, Wiesbaden



Abb. 8: Zoe Löhmann (ganz links) im Kreise der „Schreibwütigen“

Gezeiten oder Monsterwald

Geh mit den Gezeiten
Steh in der Brandung
Schnell und hart schlägt das Wasser
Gegen den weichen Rücken
Der es nicht gewohnt ist
Und taumelt
Um mit einem Ausfallschritt auf den Füßen zu bleiben

Aufschrei
Wie der Schrei nach Liebe
Das Betteln um Barmherzigkeit
Von der man weiß, dass sie nicht zu erwarten ist, denn wir
sind keine guten Menschen
Du nicht, ich nicht, die anderen auch nicht
Naturgewalten sind nichts weiter als die inneren Regungen
der Planeten
Wir sind eigene Welten
Mit eigenen Erdbeben und eigenen Nebelwäldern ohne
Wind

Heulst du so laut
Oder ist es der Sturm
Vorm Fenster
Das so lang nicht mehr geputzt wurde
Oder der Sturm in mir
Oder die Felswände, die dort zerbrechen und brüllen

Zusammenfallen zu Schutthaufen
Um mit Blattgold und Lötzinn repariert zu werden
Sobald es nicht mehr blutet und eitert

Liebe die Narben
Deine
Meine
Die von Fremden

Halte es zum Spiel in meinen Händen
Das Messer, bevor du es in meinen Rücken stichst
Oder ich in den deinen
Oder wir suchen uns ein anderes Opfer aus
Obwohl wir auch friedlich damit Gemüse schneiden könnten

Verlaufenes Wachs
Unter den Lichtern
Sie spiegeln sich auf dem, was langsam auf den Tisch tropft
Ob es schwarz, rot oder weiß sein soll, darfst du dir
aussuchen
Damit wirfst du mir keine Perversion vor

Niemals wollte ich Mutter Teresa sein
Oder Maria
Oder ein anderer Heiliger, selbst einer ohne Namen
Diese Kutte steht mir nicht
Und auch der Heilige Geist verlässt mich
Wie auch manchmal meine Lebensgeister
Aber die kommen immerhin zurück

Ich kann deine Blindheit nicht heilen
Und auch deine gebrochenen Gebeine müssen von selbst
zusammenwachsen

Um mich zu mögen, musst du Masochist sein

Denn
Ich schone niemanden
Bin viel
Bin

Das Gefühl, das du unter allen anderen versteckst
Das Unaussprechliche
Das, wovor Angstzustände und Traumata dich beschützen
wollen

Ich bin die Stille auf den Friedhöfen
Die Ruhe vor dem Mahlstrom
Das Gespenst im Wandschrank
Das undeutliche Omen

Aber auch

Die Hand auf dem heißen Herd
Die da bleibt
Damit man einen Grund hat zu schreien

Die roten Rosen

Vulkan und Hurrikan, wo sie sich treffen

Die aufgeschürften Knie und blauen Flecken, auf denen man
rumdrückt, um etwas zu fühlen

Ich bin der Sternenhimmel
Bin das erste High, nachdem man viel zu lange nüchtern war
Und das Lachen einer wirklich schüchternen Person, das
doch klingt wie Glasperlen und Windspiele
Der süße Straßenköter mit seinen glänzenden Hundeaugen,
der trotzdem getreten wird

Dann bin ich noch die alten Familienfotos und das teuflische
Grinsen auf deinem Gesicht, wenn du sie verbrennst
Und der warme Feuerschein der Flammen, die sie
verschlingen

Das leise Schwinden der Wesen
Die nicht mal gemerkt haben, dass ihr Leben vorbei
gegangen ist
Die nunmehr kalte Asche
Und vielleicht der nächste Frühling
Aber nicht der ganze
Nur der Moment, wenn es zum ersten Mal taut

Bauch ab auf dem rauen Sand
Der scharfe Wind streichelt das Salz trocken
Eine feine Kruste über der Haut, die sich über die Flügel und
Schulterblätter spannt
Das Rauschen der grünen Wellen ist weit entfernt

Inzwischen

Cora Koch, 17, Kerschensteinerschule, Wiesbaden

Alexander Pfeiffer

Der Autorenpaten der „Schreibwütigen 2.1“ wurde 1971 in Wiesbaden geboren, wo er bis heute lebt. Er ist Schriftsteller, Literaturveranstalter, Moderator und Leiter von Schreibwerkstätten. Neben zwei Bänden mit Kurzgeschichten und vier Gedichtbänden veröffentlichte er bislang vier Kriminalromane und gab die Anthologiereihe „KrimiKommunale“ heraus. Für den Kurzkrimi „Auf deine Lider senk ich Schlummer“ erhielt er 2014 den Friedrich-Glauser-Preis.

Zuletzt erschienen sein Roman „Geisterchoral“ (Emons-Verlag, Köln 2016) um den Filmvorführer und Privatdetektivwider-Willen Sänger sowie die Gedichtbände „Begrabt mein Herz an der Biegung der Schwalbacher Straße“ (gONZoverlag, Mainz 2017) und „Leuchtfeuer“ (Rodney’s Underground Press, Dortmund 2017).

Pfeiffer ist Mitglied des SYNDIKAT – Verein für deutschsprachige Kriminalliteratur, des Verbands deutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller (VS), des PEN-Zentrums Deutschland sowie des Kulturbeirats der Landeshauptstadt Wiesbaden. Seit 2016 präsentiert er für den Wiesbadener Kurier die monatliche Videokolumne „Pfeiffers Kultur Kiosk“, mit der er die Kulturlandschaft seiner Heimatstadt Stück für Stück kartografiert. Seit 2017 zeichnet er als freier Mitarbeiter des Literaturhauses Villa Clementine für die Organisation des „Wiesbadener KrimiMärz“ mitverantwortlich.

Inhalt

Im Anfang war das Wort ...	5
Die Schreibwütigen 2.1 (Alexander Pfeiffer)	8
Winternacht (Inga Bauke)	11
Umfangen von Stille (Christopher Claußen)	15
High Time (Milla Heinemann)	24
Federleicht (Cora Koch)	28
Eine Elfe zu Weihnachten (Zoe Löhmann)	42
Gezeiten oder Monsterwald (Cora Koch)	49
Der Autorenpaté (Alexander Pfeiffer)	55